

# DIE FACKEL

Nr. 186

WIEN, 26. OKTOBER 1905

VII. JAHR

[Wozu der Lärm?]

**I**m Wiener Preßlager herrscht mehr Freude über einen reuigen Gerechten, als über neunundneunzig Sünder. Man glaubt — so melden Stafetten — aus meinen »Bekanntnissen« die Hoffnung auf eine nunmehr anbrechende Schonzeit ableiten zu dürfen. Man glaubt, die 'Fackel' habe ein »neues Programm« entwickelt. Ich wußte nicht, daß die Wiener Journalisten Analphabeten sind. Da ich bisher immer nur annahm, daß sie nicht schreiben können, überrascht es mich, zu erfahren, daß sie auch des Lesens unkundig sind. Ich habe, heißt es, die Flinte ins Korn geworfen. Daß ich dann die Kornwucherer erschlage, statt sie zu erschießen, verstehen ihre journalistischen Anwälte nicht. Sie lassen das Motiv der Stimmung des Schreibers und die Selbstherrlichkeit seiner Anschauung nicht gelten: sie, die gewohnt sind, die Anschauung ihres Chefredakteurs aus der Stimmung ihres Administrators vor dem Publikum zu entwickeln. Aber sie sollten gegen einen Schriftsteller, der den Mut hat, seine Mutlosigkeit so offen zu bekennen, doch mißtrauischer sein. Ich habe, wie so oft schon, gestanden, daß mir Mitkämpfer einen Kampf verleiden können. Ich habe den Freund verraten. Den Feind gebe ich darum so bald nicht preis. Aus der Besorgnis, daß Gesinnung ohne Talent der feindlichen Sache nützen, daß die Gottverlassenheit meines antikorruptionistischen Anhangs die Preise der Korruption in die Höhe treiben könnte, ist auf meine künftige »Haltung« kein für die Wiener Presse erfreulicher Schluß zu ziehen. Ich habe die Dummköpfe für hassenswerter als die Spitzbuben erklärt. Und wenn ich die Spitzbuben fortan aus dem Spiele ließe — wieso bliebe dann die Wiener Presse aus dem Spiel? Warum frohlockt sie?



# Bemerkungen zur Krise in Ungarn <sup>1</sup>

Von *Franz Herczeg* (Budapest)

Die chronische Notlüge des Dualismus ist ja schon lange angefault. Als die beiden Staaten sich vor achtunddreißig Jahren abzufinden und einzurichten hatten, da suchte man in Wien über den Paragraphenköpfen des Ausgleiches hinweg den Schein der Gesamtmonarchie zu retten, in Ungarn aber bemühte man sich den unabhängigen Nationalstaat einzurichten. Die Gesamtmonarchie fiel noch ziemlich imposant, aber bröckelig aus; der Nationalstaat war rudimentär, aber entwicklungsfähig. Wo die beiden Gefüge in Reibung kamen, da umwickelte man die Kanten mit der dehnbaren, weichen und verlogenen Phraseologie des Dualismus. In dieser Phraseologie hat jedes Wort seine doppelte Bedeutung, eine für österreichische und eine für ungarische Bedürfnisse. Wenn Wiener Exzellenzen nach Budapest kamen, da beantworteten sie die Interpretationen ungarischer Staatsrechtler mit nachsichtigem Schweigen, wenn aber unsere Minister nach Wien gingen, dann heulten sie mit den österreichischen Wölfen und knirschten nur in den Kunstpausen mit den Zähnen. Es lag in der Natur der Sache, daß man in Ungarn, wo man auf die Zukunft größere Hoffnungen setzen konnte, diesen Hoffnungen zuliebe auch fröhlicher und mehr log.

Der jeweiligen ungarischen Regierungspartei fiel die oft recht peinliche Aufgabe zu, die dynastische Interpretation des Ausgleiches mit dem Leibe zu decken. Sie bediente sich dabei des zynischen Kniffes, alle nationalen Forderungen, selbst die gerechtesten, sobald sie nur in Wien unerfüllbar schienen, *contre coeur*, niederzustimmen. Die Majorität sagte zu allem, was ihr unerreichbar schien, sie wolle es nicht haben, und rettete dadurch die Fiktion des souveränen ungarischen Parlaments. In der liberalen Ära nahm das Verhältnis zwischen Krone und Partei die Form eines soliden Pachtverhältnisses an. Die Partei zahlte pünktlich ihren Tribut an Gold und Blut, hielt sich von den sakrosankten Gehegen der äußeren Politik in ehrfürchtiger Entfernung und durfte dafür im Innern frei schalten. Nach außen hin diente sie der Gesamtmonarchie, und um ihr Gewissen zu beruhigen, predigte sie im Innern den souveränen Nationalstaat mit wahren Flagellanteneifer.

Ich will keine Ehrenrettung der liberalen Partei versuchen, will aber bemerken, daß ihr Verhalten nicht mit den Motiven des Machthungers zu erklären ist. Die konservativen Elemente, welche sich mit Vorliebe um ihre Fahnen scharten — denn der Name war seit langem ein bloßer Name —, waren der Überzeugung, daß der ungarische Parlamentarismus, wenn man ihn seines Lügengewandes entkleiden wollte, das Zwitterhafte und Impotente seines Wesens verraten müßte. Man fürchtete die Wahrheit wie eine nationale Katastrophe und log aus patriotisch beängstigtem Herzen heraus. Man hielt die Nation für zu schwach, um ihr Erbrecht gegenüber Osterreich und den Nationalitäten verfechten zu können, und vertröstete sich auf spätere Zeiten.

In Ungarn fußt jede Parteipolitik im Boden der Gesetze »*de independentia regni Hungariae*«. Der Parteigeist dreht sich nie um das Was, nur um das Wie. Wie ist die mit einem Berge von Gesetzen garantierte Unabhängigkeit

---

1 Der bedeutende ungarische Schriftsteller hatte die Freundlichkeit, diesen Artikel für die 'Fackel' zu schreiben. Die deutschen Kenner und Verehrer seines Namens wird es freuen zu erfahren, daß er keine schwere Verletzung erlitten hat in dem Zweikampf, den er mit einem Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei — zufälligerweise an demselben Tage, an dem er mir das Manuskript übersandte — auszufechten hatte. Anm. d. Herausgeb. [KK]

des Stefansreiches zu realisieren? Die Unabhängigkeitspartei glaubt, oder tut, als glaubte sie, daß der souveräne Nationalstaat mit einfacher Stimmenmehrheit zu votieren wäre. Die 67er Parteien hingegen behaupten, daß die Nation sich vorerst die sozialen und wirtschaftlichen Vorbedingungen der Macht erwerben müßte, dann würde ihr gutes aber hohles Recht sich automatisch mit dem erwünschten Inhalte füllen. Man darf bei Beurteilung ungarischer Parteiverhältnisse nie vergessen, daß es politische Gipfel gibt, wo sich alle Parteien treffen, und daß das nationale Leben seine federnden Punkte hat, bei deren Berührung sämtliche Parteischranken über Nacht fallen können. Bei gleicher Gesinnung ist es eine Frage des Geschmackes, des Temperamentes oder der gesellschaftlichen Verbindungen, in welchem Parteilager man steht. Graf Apponyi, dessen empfindsame Künstlernatur bis ins Feldlager der Achtundvierziger hinübergewollt hat, konnte unlängst in Szabadka mit vollem Rechte sagen: »Meine Prinzipien haben sich nur in der Form geändert.« Das kann jeder anständige Ungar sagen, welcher seine Parteistellung ändert. Es ist gewiß nur ein Geburtszufall, daß Kossuth <sup>1</sup>, diese feierlich—matte Hofratnatur, heute Führer der Unabhängigen ist, und ein ähnlicher Geburtszufall ist es, daß Graf Tisza, ein kalvinisch—fanatischer Cassius, höfische Politik macht.

Die jetzige Krise begann als infames Parteimanöver. Einige Unholde der Unabhängigkeitspartei, gelangweilt durch die Hoffnungslosigkeit der eigenen Existenz, wollten Skandal haben, um in ihren Wahlkreisen von sich reden zu machen. Die vornehmeren Elemente der Partei fühlten heftigen Ekel. Die Hintermänner im Alföld, der achtundvierziger Landsturm, wollte nicht recht in den Sattel steigen. Das Volk zerquälte sich ja seit langem in Unzufriedenheit, aber seine Klagen bezogen sich auf wirtschaftliche Fragen. Wenn man ihm vom deutschen Kommando sprach, dann wollte es von der Grundentlastung hören. Der nationale Gedanke hatte in letzterer Zeit allerdings an Schnelkraft gewonnen, er entriß sich aber auch zugleich der Führung der moralisch arg heruntergekommenen Unabhängigkeitspartei und erhob sich gewissermaßen über die Parteien. Er hatte mit den Gewerbeatypen des Abgeordnetenhauses nicht viel mehr zu tun, als der Liberalismus mit der liberalen Partei. Ganz Jung—Ungarn lebt und atmet ja heute in der Sphäre der Unabhängigkeitsidee. In den königlichen Staatsschulen, aus den Spalten der Regierungsblätter, aus dem Munde königlicher Minister hören sie es täglich, daß Ungarn ein unabhängiger Staat sei. Der apostolische König ist nebenbei auch Kaiser von Österreich, aber Ludwig der Große war ja auch nebenbei König von Polen. Nie wußte Jemand den Jungen vernünftig zu antworten, wenn sie fragten, weshalb eigentlich der König im Auslande wohnt und sein Land per Draht regiert, weshalb die ungarischen Regimenter deutsch kommandiert werden und weshalb die ungarischen Botschafter im Auslande bloß fremde Flaggen führen. Die Denkungsweise dieser Jugend ist das Produkt eines königlich ungarischen Erziehungssystems, und wenn sie aus der offiziellen Interpretation der Staatsgesetze die Folgerung ziehn, daß ihrem Vaterlande ungeheures Unrecht geschehe, dann denken sie logisch.

Daß das Lager der Unabhängigkeitspartei unter solchen Umständen nicht schon früher bedeutenden Zulauf erfuhr, erklärt sich daraus, daß eine höchst zweifelhafte Gesellschaft die tatsächliche Führung an sich gerissen hatte. Ein albernes Demagogentum war in die Halme geschossen. Dumm—pffiffige Analphabeten ernannten sich gegenseitig zu Führern der Nation. Sie trieben mit den politischen Idealen schamlos Unzucht, warfen sich ihrem König gegenüber in die Brust und demütigten sich vor ihren Bauernwählern in den Staub. Einiges Ansehen erhielten sie durch die Gesellschaft etlicher rei-

1 Gemeint ist der Sohn Lajos Kossuths, Ferenc Lajos Ákos Kossuth, † 1914

cher Pußtajunker. Es sind dies urmagyarische Schönerianer, die ihrerseits die Deutschen für eine minderwertige Rasse halten, dabei aber liberal sind, da sie auch mit Juden Tarock spielen. Für einen Menschen von Geschmack, wie auch Kossuth einer ist, mag es damals sehr schwer gewesen sein, achtundvierziger Patriot zu sein. Ihre Obstruktionen gingen dem Volke nicht zu Herzen. Man sah darin kalt ausgetüftelte Unverschämtheiten, womit diese Fraktion sich das Monopol auf den Patriotismus zu retten suchte. Die vornehmeren Elemente der Partei waren untröstlich über ihre mißratene Brut. Hätte man damals — es war im November vergangenen Jahres — die Obstruktion noch einige Zeit sich selbst anöden lassen und dann allgemeine Wahlen ausgeschrieben: Die Krakehlerfraktion wäre höchst wahrscheinlich aufgerieben worden, zur großen Freude ihrer Parteigenossen. Die Unabhängigkeitspartei fühlte ein Bedürfnis nach Befreiung und Läuterung.

Der Verletzung der Hausordnung folgte der unerwartete Zusammenbruch der Regierungspartei. Für koalierte Kinder mag es erbaulich sein, hierin das Walten einer höheren Gerechtigkeit zu erblicken. Der Sturz der liberalen Partei hatte gewiß seine logischen Vorbedingungen und es ist nichts leichter, als dies nachträglich zu konstatieren. Vorausgesehen aber hat ihn niemand, wie man auch einen Bergsturz nicht vorauszusehen pflegt. Am allerwenigsten hat ihn die Koalition vorausgesehen. Die Koalition machte vor der Entscheidung ihr Testament, hinterließ ihre politischen Schulden einer kommenden Minorität und schritt mit einer Märtyrermiene zum Wahlschafott. Als man ihr dort unverhofft den Siegeskranz überreichte, mochte sie sich vor Verblüffung lange nicht fassen. Sie hatte in friedlichen Zeiten die Lärmtrommel so oft gerührt, daß sie höchst überrascht war, als ihr der nationale Landsturm nun tatsächlich zu Hilfe eilte. Die liberale Partei wurde bei dieser Attacke niedergeritten. Der Sturz der ganzen Partei ist vielleicht weniger bedauerlich, als jener des Grafen Tisza. Er hat den Fehler, nichts Kleines und Kleineliches zu verstehen. In einem politischen Milieu wo jeder Gnom voll spitzfindiger Geriebenheit ist, jeder Dummkopf vorurteilslos denkt und jeder Blinde seinem Partner in die Karten guckt, da würde selbst ein Bismarck mitleidig belächelt werden. Es ist übrigens für unsere verquickten Verhältnisse bezeichnend, daß der Fall der liberalen Partei von manchem Liberalen mit heimlicher, aber aufrichtiger patriotischer Freude begrüßt wurde, während ihn mancher Achtundvierziger, welcher nun das Ende seines freien Lebens voller Wonne und ohne Verantwortlichkeit herannahen sah, betrauerte. Die koalierten Magnaten aber, die bei der Attacke gegen die Regierungspartei vorausgeritten waren, sah man von ihrem Siege geradezu entsetzt. Es war ihnen doch nur darum zu tun gewesen, im Handgemenge patriotische Bravour zu zeigen und nebenhin einige Familienfehden auszufechten; der Sturz der alten Ordnung paßte gerade ihnen am wenigsten. An ein Zurückweichen konnte aber nicht mehr gedacht werden; ihre Volsker hätten sie zerfleischt. Es entstand eine Krise der Krise. Die Politik war an einem jener toten Punkte angelangt, wo ein guter Kopf Herr der Situation hätte werden können. Die Lösung lag auf der Hand. Die Koalition mußte unbedingt auf die rotsamtenen Marterfauteuils, um sich auszuregieren. Sie hätte für die Ministerportefeuilles einen Preis bezahlt, den sie heute, wie die Zumutung eines Landesverrates, ableugnen würde. Sie hätte das, was in Wien unannehmbar scheint, unter einem Berge von Papiergarantien begraben und es übernommen, ihren renitenten Waffengenossen den Vernichtungskrieg zu erklären. Es wäre dabei wohl nicht viel Vernünftiges herausgekommen, aber man hätte die alte Schablone mit neuen Schlagworten rehabilitieren können.

Zufälligerweise scheint aber in Wien kein guter Kopf bei der Hand gewesen zu sein. Denn über jeden Trank, welcher seit jenen Tagen »zur Sanierung der Lage« zusammengebraut wurde, waltete der Unstern des Hauses Österreich. Mit merkwürdiger Erfindungsgabe hat man immer jenes Mittel ordiniert, das eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung erzielen mußte. Selbst bei der Szenierung ist man mit einer merkwürdigen Unkenntnis des ungarischen Nationalcharakters vorgegangen. Der Rassencharakter unseres Volkes kommt auch im politischen Leben zum scharfen Ausdrucke. Ein Österreicher kann über diesen Charakter urteilen, wie er will — ändern kann ihn niemand. Wer aber dieses Volk beherrschen will, muß es zum mindesten verstehen. Der Ungar stellt sich das Verhältnis seines Königs zur Nation als ein patriarchalisch—herzliches vor. Der König ist gut, milde und weise, nur ist er von bösen Wiener Ratgebern umgeben. Die kühlen Formen der Hofetikette versteht man bei uns nicht; sie wirken halb peinlich, halb komisch. Für konstitutionelle Formen aber hat man eine fetischistische Verehrung. Der Ungar weiß seinem König kein schmeichelhafteres Prädikat zu verleihen, als wenn er ihn den »Allerkonstitutionellsten Monarchen« nennt.

Die Entsendung des Ministeriums Fejervary war unter solchen Voraussetzungen eine verkehrte Maßregel. Die speziell österreichische Mischung von Militär und Bürokratismus, die das Wesen dieses Kabinetts bildet, ist auch für trainierte Mägen ungenießbar. Es kam als Kampfministerium, mit einem tapferen und hilflosen General an der Spitze und war im vorhinein durch eine übermäßige Beimischung klein—bürokratischer Verschlagenheit entmannt. Der alte Theresienritter mußte mit dem Säbel rasseln, um bei der Koalition billige Preise zu erzielen. Man empfing ihn mit Hohngelächter und da erklärte er die scharf bewaffneten Gegner für Windmühlen. Man setzte der tückischen Paragraphenrevolution einen tückischen Paragraphenabsolutismus entgegen. Dieser Absolutismus war furchtsam und verleugnete sein Wesen, wie sich einst die erbärmlichste aller Obstruktionen verleugnet hatte. Das Ministerium wollte das Ansehen der Krone durch dieselben Hausparagraphenkloaken retten, durch welche einst die Jauche der Obstruktion eingedrungen war. Eine moderne Staatskunst, die sich von Florentiner Renaissance—Erinnerungen nährt, mag sich über Bedenken mancher Art hinwegsetzen; die Kritik des Erfolges muß sie aber respektieren und diese Kritik ist im gegebenen Falle eine vernichtende. Das System einer unheimlich unbewußten Staatskunst hat es zustandegebracht, die Koalition mächtig zu kräftigen und sie auf eine ungeahnte moralische Höhe zu stellen. Denn wer je die Obstruktion der Achtundvierziger bekämpfte, der mußte logischer Weise durch die Obstruktion der Regierung mit Ekel erfüllt werden. Die Koalition hat jetzt tatsächlich den Wortlaut des Gesetzes für sich und wenn heute von einer Revolte in Ungarn gesprochen werden kann, so revoltiert die Regierung. Die ganze Nation ist im Marsche begriffen nach dem Lager der Koalition. Wenn es überhaupt noch eine liberale Partei gibt, so trägt daran größtenteils der eifersüchtige Machthunger einiger Koalierten Schuld, die da noch immer glauben, daß es bald zur Teilung irgend einer Beute kommen muß. Es läuft ja bei dem Marsche mancherlei Gesindel mit. Seit unsere Aristokraten mit in der Koalition sind, maßt sich jeder Snob an, fürs Vaterland sterben zu wollen. Finanztalente, welche sich an den Trögen der liberalen Partei dick gefressen haben, gehen mit dem tyrannenmörderischen Dolch im Gewande einher. Menschen, die zeitweise für einen Geheimratstitel, eine Magnatenhausmitgliedschaft oder für einen lumpigen Hofratstitel der Regierung gewichtige Dienste taten und sich dann gesättigt oder verkollert, für ihre Popularität besorgt, davonmachen, brechen heute den Richterstab über das dreißigjährige Regime des Libe-

ralismus. All das ändert aber nichts an der Tatsache, daß aus der Sache der Koalition eine Sache der Nation geworden ist. Die Führung der Unabhängigkeitspartei ist überdies in die Hände berufener Leute übergegangen und die Partei der Personalunion gewinnt im Namen der Koalition täglich an Gewicht. Ich habe von einem federnden Punkte gesprochen, bei dessen Berührung die Parteischranken in Ungarn ins Wanken kommen. Um die Lage zu sanieren, hat man mit Fäusten nach diesem Punkte geschlagen.

Das Ministerium Fejervary soll sich nun, wie das Wolfsjunge im ungarischen Sprichwort, bessern und in ein konstitutionelles Kabinett umwandeln. Man wird mit irgend einem — gewiß vorsichtig beschnittenen — Programme Wahlen machen. Man mag dabei an sogenannte »starke Wahlen« denken, wobei mit einem beträchtlichen Aufwande von Geld und Bajonetten eine Majorität erpreßt werden soll, welche dann unter neuer Firma die Geschäfte der liberalen Partei weiterführen müßte.. Ich glaube, jedes andere Ministerium hätte in einem solchen Wahlkampfe mehr Chancen als das erblich belastete Kabinett Fejervary. Man soll nie prophezeien, am allerwenigsten in Wahlangelegenheiten. Ich glaube aber, daß das alte Opportunitätsregime selbst mit einer vorhandenen Majorität nicht weiter zu führen wäre. Seine Unschuld kann man nur einmal verlieren und unsere Politik hat ihren Glauben an die Unentbehrlichkeit und Unbezwinglichkeit einer Hof— und Regierungspartei bereits verloren. Ein Volk, das mit hunderttausend Köpfen denkt, kann sich nicht selbst belügen.

In Wien scheint man viel von der Sprengkraft des allgemeinen und geheimen Wahlrechtes zu erwarten. Diese Kraft wohnt der Idee tatsächlich inne, doch ist es noch gar nicht ausgemacht, in welcher Richtung sie ihre Verwüstungen anrichten wird. Herr Lueger stellt sich die Sache einfach vor. Die Nationalitäten sollen mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes aus dem Joche der ungarischen Hegemonie befreit, zum Danke dafür müssen sie, dann gute Großösterreicher werden. Ich bin nun auch Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes, aber aus anderen Gründen, als Herr Lueger. Ich huldige nämlich mitvielen Gesinnungsgenossen der Überzeugung, daß dieses Wahlrecht die Hegemonie des Magyarentums kräftigen und auf eine gesündere Basis stellen muß. Es wird vor allem das Land von der Verleumdung reinigen, daß hier eine Rassentyrannie mit künstlichen Mitteln erhalten wird. An dem Tage, wo eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene erdrückende magyarische Majorität der nationalistischen Minorität entgegensteht, wird der einheitliche Nationalstaat begründet werden. Bei unseren Nationalitäten, denen das Magyarentum seit 1848 durch Magyarisierung sämtlicher Städte (mit Ausnahme der sächsischen), des gesamten Adels, des Großgrundbesitzes und durch Gründung einer vielleicht primitiven, aber immerhin selbständigen Nationalkultur, einen aus statistischen Daten nicht zu übersehenden Vorsprung abgejagt hat, ist für den Kaiser und Großösterreich nichts mehr zu holen. Die Nationalitäten wissen, daß Wien ihnen das nur versprechen kann, was Budapest ihnen geben kann. Ich sehe zum Beispiel gar nicht ein, wer die Achtundvierziger daran hindern soll, das allgemeine Wahlrecht, dessen Prinzip sie ohnedies in ihrem Reisegepäck mitführen, in ihr Programm aufzunehmen. Von allen ungarischen Parteien haben ohnedies die Achtundvierziger die intimsten Verbindungen in nationalistischen Schichten. Man kann sich auch mit wenig Phantasie eine Kombination denken, wo bei einem Hinansturme gegen den Dualismus serbische und rumänische Kohorten mitmarschieren.

Man sollte sich auch abgewöhnen davon zu sprechen, »die Ungarn müßten energischer behandelt werden.« Mit Gewaltmitteln sind Fragen der inneren Politik wohl noch nie gelöst worden. Es klingt männlich, wenn man von ei-

nem Einmarsch in Ungarn spricht. Es ist aber albern. Das Königreich ist tatsächlich von kais. und königl. Truppen besetzt, die Offiziere haben aber mit der Krise nichts weiter zu tun, als Einladungen zu politischen Diners taktvoll auszuweichen. Diese Bewegung wird nicht von mätzlichen Feuerköpfen, sondern von hocharistokratischen Geheimräten geleitet; man wird also nur unblutige Dummheiten begehen.

Wenn man in die arg zerfahrenen Verhältnisse Ordnung bringen will, so muß man die Koalition sich ausregieren lassen. Sie wird ihre Programmsuppe nicht zu heiß servieren und sich im Wesen mit einer ehrlichen Revision des Ausgleiches begnügen. Die unausbleibliche Enttäuschung des Volkes wird die ersehnte »Erleichterung« herbeiführen. Dann, aber erst dann, kann man die Bildung einer gesunden, konstanten Ordnungspartei erwarten. Es gibt nur einen Mann in der Monarchie, der Ordnung schaffen, oder zum mindesten Frieden stiften kann: es ist der König. Man darf meine bona fides nicht bezweifeln, wenn ich behaupte, daß unser Volk tief dynastisch fühlt. Der Träger der Stefanskronen verfügt über eine hypnotische Kraft, wie sie in anderen Monarchien unbekannt ist. Was man jetzt an paprizierten Ausfällen gegenüber dem König zu hören und zu lesen bekommt, das ist nichts weiter als das brünstige Wüten eines verschmähten Volkes gegen sich selbst. Es mag im halborientalischen Charakter unseres Volkes liegen, daß es für Gefühlswärme auf dem Thron immer zugänglich ist. Wenn Maria Theresia in den historischen Reichstag zu Pressburg einen homo regius entsendet hätte, sie hätte weder vitam, noch sanguinem votiert bekommen. Ein persönliches Eingreifen des Königs kann der Monarchie für längere Zeit den Frieden wiedergeben. Man muß mit den Ungarn nicht energisch sondern ungarisch sprechen. Und eine Messe ist doch jedes Paris wert.



## Der Bilderdieb

Die Zwangslage des österreichischen Privatmannes zwischen der Dummheit der Ämter und der Gemeinheit der Presse ist fürchterlich. Wenn dir in deinem Hause ein Wertgegenstand abhanden kommt, mach keine Anzeige: du gehst oder die Deinen aus der Affäre übler beleumundet hervor als der Täter, dem behördliche Findigkeit kein Härchen krümmt und der schadenfroh die Notizen liest, die zur Mehrung der Pein des Geschädigten verfertigt werden.

Ein Geschichtchen im Stil des »Biberpelz« hat sich neulich im Unsicherheitsbüro der Wiener Polizei abgespielt. Einem reichen Mann — das 'Deutsche Volksblatt' beginnt aufzupassen — werden zwei wertvolle Bilder gestohlen. Der reiche Mann hat zwei Söhne und einen Diener. Einer der beiden Söhne — er ist Privatgelehrter — hat einen Assistenten. Die Wiener Polizei, der der Diebstahl angezeigt wird, hat also, da ihr zu weiteren Recherchen weder die geistigen noch die materiellen Mittel zu Gebote stehen, die Wahl zwischen fünf Tätern. Der Verdacht, daß der reiche Mann selbst seine Bilder entwendet habe, ist zu naheliegend, als daß der untersuchende Polizeikommissär auf ihn verfiel. Bleiben immerhin zwei Söhne, ein Assistent und ein Diener. Die Polizei beginnt von unten. Da der Diener dem Verhöre standzuhalten scheint,

wirft sich die Untersuchung auf den Assistenten. Diesem, einem harmlosen Arbeiter der Wissenschaft sagt der Beamte »auf den Kopf zu«, wessen er ihn für fähig hält. Später muß er den Schwergeskränkten um Entschuldigung bitten. Was nun? Die Polizei hat getan, was sie tun konnte.. Selbst Zirkulare hat sie für den Fall, daß doch ein internationaler Bilderdieb der Täter wäre, inzwischen versendet. Ein Böcklin war gestohlen worden und die Wiener Behörde beschrieb ihn wie folgt: »Zwei *Satiriker*, ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehend.« Man merkt bereits, daß der Diener der Polizei wertvolle Dienste geleistet hat. Die Beschreibung des Böcklin haben wir gewiß seiner Angabe zu verdanken. Aber wahrscheinlich auch den Täter. Er hat, kaum selbst dem Verdacht entronnen, die Polizei auf gute Fährte gebracht. Noch sind ja zwei Personen übrig, die in einem »Gelegenheitsverhältnis« gestanden sind: die beiden Söhne des Bestohlenen. Und siehe da, richtig stellt sich heraus, daß der eine nach Monte Carlo gereist ist. Und noch dazu: nicht allein. Durch das dortige Konsulat untersuchen lassen, ob er nicht außer dem Weibe in Fischform auch die beiden Böcklin'schen Satiriker mitgenommen oder ob sich der volljährige Millionärssohn durch ihren Verkauf die Mittel zu der Reise beschafft habe, scheint wohl etwas umständlich. Aber noch bleibt ja ein Sohn. Der sich überdies auch dadurch verdächtig gemacht hat, daß er *nicht* nach Monte Carlo gereist ist. (Fein eingefädelt, was?) Und der Diener — ein Kroat, der gerade so viel deutsch spricht, um sich selbst aus der Affäre winden zu können — schafft weitere Verdachtsmomente. Der junge Herr bringe — auch nach zehn Uhr — Freunde in's Haus, verkehre mit Schriftstellern und habe sich über den Diebstahl, der an seinem Vater verübt wurde, gar nicht aufgeregt gezeigt. Der Beamte lädt den jungen Herrn vor, fragt, warum er nicht aufgeregt gewesen sei. Der erwidert, daß er eben ein so merkwürdiges Temperament habe. Der Beamte protokolliert, daß der Mann auf eindringliches Befragen zugeben muß, daß er ein so merkwürdiges Temperament habe. Da stürzt der Diener, der sich jetzt lieber die Polizei als seinen früheren Dienstgeber verpflichtet will und über seinem Haupte statt des Damoklesschwertes schon die Ergreiferprämie schweben sieht, mit einem letzten Verdachtsmoment herbei. Der junge Herr habe seinen Schwager auf dessen Frage: »Na, hoffentlich hast du die gestohlenen Bilder wenigstens einem verlässlichen Hehler übermittelt?« lachend über die Sicherheit des Verstecks beruhigt. Und die Polizei wird unruhig. Wirklich und wahrhaftig. Sie nimmt die deutschkroatische Aussage zu Protokoll und teilt Redakteuren diskret mit, daß gegen den Sohn des Bestohlenen Verdachtsgründe vorliegen. Aber sie wagt es doch nicht, den Unbescholtenen (*für dessen Integrität ich persönlich überzeugter einstehe als für den Scharfsinn des Herrn Stukart*) zu beschuldigen. Ein letzter Rest von Einsicht sagt dem Leiter des Sicherheitsbüros, daß hier keine Reklameehren zu holen sind. Man läßt sich schließlich von der Wahwitzigkeit der »Verdachtsgründe« überzeugen und versucht sogar dem Diener, der sich schon ungeheuer wichtig vorkommt, klar zu machen, daß der Verkehr mit der Familie seines Herrn ihn nicht kompromittieren könne. Aber der Diener ist verwöhnt. Er hat zahllose Protokolle — darunter eines, in dem die Worte: »pro foro interno« standen — unterzeichnen dürfen. Er kann und kann nun einmal den Glauben an seine staatsretterische Mission und an die Ergreiferprämie nicht opfern. Und wirklich findet sich ein christlichsozialer Advokat, der seinen Anspruch vertritt, und schon ist auch das 'Deutsche Volksblatt' »in der Lage«, zu berichten, in der Affäre sei »eine sensationelle Wendung« eingetreten. Es zitiert die Angaben des Dieners, zitiert das Gespräch zwischen Schwager und Sohn und hält sich für die Unmöglichkeit, faßbare Beschuldigungen auszusprechen, durch den Sperrdruck harmloser Sätze schadlos. Zum Schluß-



se bedauert es, dem Leser nicht verraten zu können, »wie weit die Untersuchung in dieser Affäre *nunmehr* fortgeschritten ist«: man verweigere an zuständiger Stelle jede Auskunft. »Eh schon wissen«, ergänzt der Leser des 'Deutschen Volksblatts'. Aber der von solcher Wirkung Betroffene kann den Schreiber, der ebenso anonym bleibt wie der Bilderdieb, nicht züchtigen, das Blatt, das dem Beleidigungsparagraphen besser ausweicht als der Verachtung reinlicher Menschen, nicht klagen. So haben denn die »umfassenden Recherchen« des Sicherheitsbüros der Wiener Polizei doch wenigstens ein sichtbares Resultat, gezeitigt: das Behagen der ordinärsten Wiener Publizistik.

Mag der ehrenhafte Privatmann zusehen, wie er aus dieser Zwangslage zwischen Unfähigkeit und Niedertracht herauskommt. Wenn ihn sein merkwürdiges Temperament auch hier noch vor Aufregung bewahrt, wohl ihm! Meiner Sympathie und Hilfe will ich ihn freudig versichern, ich, den nicht Naturell, sondern der Kampf erst zur Verachtung der Charaktere dieses Landes und der Einrichtungen dieses Staates geläutert hat. Heute kann ich das freie Spiel der Kräfte Dummheit und Schlechtigkeit künstlerisch betrachten, heute erst bekennen: Wenn zwei Satiriker ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehen freut sich der dritte.

\* \* \*

## Die Memoiren der Frau v. Hervay

Wer in Wien für eine Sache eintritt, kann sicher sein, daß ihm bloß das Interesse für eine Person geglaubt wird. So versaut ist hierzulande die öffentliche Meinung. Der Fall Hervay hat mich natürlich nicht als der tiefste Fall der Justiz interessiert, sondern als die Gelegenheit zu ritterlichem Dienst, dem ritterlicher Lohn winkt. Das bezweifelt heute kein Esel mehr. Tatsächlich habe ich mit Frau v. Hervay nach ihrer Verurteilung drei— oder viermal gesprochen. Aber, ich kann wirklich sagen, ich sei von dieser Begegnung nicht einmal soweit beeinflusst worden, daß ich die Publikation meiner Artikel bedauere. Das wäre die einzige Gefahr gewesen. Ich war standhaft, sagte mir, daß man eine Sache nicht um persönlicher Eindrücke willen aufgeben darf, und blieb dabei, daß der Angeklagten schändlich mitgespielt wurde, auch wenn sie wirklich mehr lügt, als für eine Frau unbedingt notwendig ist. Was sie getan, war sicher nicht kriminell und man braucht zur Exkulpierung auch nicht zu behaupten, daß es pathologisch war. Es war höchstens unsympathisch. Hätte ich Frau v. Hervay früher gesehen, ich glaube, ich hätte bei voller Behauptung meines Standpunktes bloß mehr Nachdruck auf die Bescheidenheit der Ansprüche gelegt, die man in Mürzzuschlag auf weibliche Dämonie macht. Und ich hätte die Briefe der Frau v. Hervay nicht zum Druck befördert. Sowie ich heute nicht in der Lage bin, die Memoiren, die Frau v. Hervay kürzlich erscheinen ließ, zu empfehlen. Ich fühle mich sogar, verpflichtet, sie ausdrücklich nicht zu empfehlen, weil Stillschweigen mir, der nun einmal als Verfechter der Hervay—Sache akkreditiert und auch in dem Buche selbst gepriesen ist, als Billigung des Unfugs ausgelegt werden könnte. Es ist nämlich ein Irrtum, zu glauben, daß der Zustand des unschuldig Verurteiltseins an sich schon ein Verdienst sei, das in Memoiren der Nachwelt überliefert werden müsse. Ein Buch unter dem Titel »Tamara v. Hervay. Ihr Leben und *Denken*« ist eine lästige Erscheinung. Aus einer Unschuld im Sinne des Strafgesetzes ist die Glorie nicht gewoben, in der die Jungfrau von Orleans einerschreitet, und der ewige Versuch, die Verteidigung gegen die Anklage der Bigamie als einen »Kampf für Recht und Wahrheit« auszugeben, wirkt

verstimmend. Man muß von der Gerechtigkeit ihrer Sache schon tief durchdrungen sein, um sich durch dieses banale Pathos des »per aspera ad astra«, mit dem Frau v. Hervay die Öffentlichkeit seit dem Leobener Ereignis harangiert, nicht abschrecken zu lassen. Frau v. Hervay druckt in dem Vorwort ihres Buches eine Erklärung ab, in der sie sich für fünftausend Kronen zur Unterlassung aller weiteren Feindseligkeiten gegen die Familie des toten Bezirkshauptmanns verpflichtet. Man habe ihr diese Verpflichtung aufgezwungen. Da die Frau sich auch die fünftausend Kronen aufzwingen ließ, durfte sie füglich die Memoiren, die von Familienhaß bersten, nicht erscheinen lassen. Den Kampf für Recht und Wahrheit mit der Summe, um die man sich den Frieden abkaufen ließ, von neuem beginnen, das muß dem Glauben an die heroischste Gesinnung Eintrag tun. Frau v. Hervay will sich eine Existenz bereiten. Aber wenn sie früher von Stickereien gelebt hat, deren Ertrag sogar zu einer Reise nach Indien gelangt zu haben scheint, so ist sie jetzt nicht auf literarische Handarbeit angewiesen. Es kann sehr interessant sein, einen Kolportageroman zu erleben; ihn zu schreiben ist nicht unerlässlich. Frau v. Hervay erklärt, um allen Mißdeutungen von vornherein zu begegnen, daß sie keine verblühte Frau sei, die sich à tout prix eine sorgenlose Existenz schaffen wolle; sie sei vielmehr »eine tieferste Natur« (S. 4.) Es ist gut, daß sie das ausdrücklich sagt. Sonst hätte man die angenehmen Bekenntnisse, die sie später ablegt, vielleicht doch nicht entsprechend gewürdigt:

»Sie glauben, daß mein Mann nur den schönen Körper liebte, meine Seele, meine Charaktereigenschaften ihm gleichgültig waren? Nein, tausendmal nein, Herr v. F. Er liebte meine Seele, vielleicht aber nicht ganz bewußt, er achtete und bewunderte meinen Charakter. Gewiß war seine Liebe auch eine sinnliche, nur war ihm die Sinnlichkeit nicht Hauptsache *und ich hielt Maß*. Auch im intimsten ehelichen Verkehr ließen wir uns niemals gehen, alles hatte eine gewisse Weihe und stets genossen wir unsere heiße Liebe als etwas Neues, heiliges! Ich will Ihnen seine eigenen Worte wiederholen. 'Schatzerl, wie ist bei uns doch alles so heilig, was gibt mir dein tiefes Gemüt für grenzenloses Glück! Aber sag', wirst du mich auch lieben, so wie jetzt, wenn ich, was vielleicht bald sein wird, *dich nur noch küssen kann?*' Ich habe ihm sehr ernst geantwortet, daß das, was er meint, doch nicht die '*Hauptsache*' ist, daß die wahrhaftige Liebe '*davon*' doch ganz unbeeinflusst sei. Eine Ehe wie die unsere basiere doch auch auf gegenseitiger Hochachtung ... Wenn die Freundschaft, die Hochachtung bleiben, so sei dies ein herrlicher Ersatz für den Sinnengenuß«. (S. 74 ff.)

»Alle Augenblicke kam er während seiner Amtsstunden zu mir hinüber und rief: 'Mädi mein, ich muß mir schnell ein Bussi holen'...« Und als sie einmal Abends ausging, ohne es ihm zu sagen, war er untröstlich. Sie aber war »in die Maiandacht« gegangen.

»Ja, es ist wahr«, bekennt Frau v. Hervay auf S. 88, »ich bin viel geliebt worden, aber, wer will denn mich dafür verantwortlich machen, ich weiß es nicht einmal, was mich den Männern so anziehend macht, *denn was an mir schön ist, sieht doch keiner* und in meiner Kleidung bin ich einfach und schlicht. Ich trug fast immer schwarze tailor—maide ... *Die Dessous liebe ich elegant, sie waren das Entzücken meines Franz*. Und was ich zu meiner Toilette brauche, was mich umgibt, muß schön sein. So eine durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht mich.«

Daß die Dessous das ganze Unglück verschuldet, den Bezirkshauptmann fasziniert und die Mürzzuschlager erbittert haben, davon bin ich ja bei meiner Betrachtung der Affäre Hervay ausgegangen. Aber ich habe doch nicht vorhersehen können, daß sich Frau v. Hervay einst ihrer Vorzüge so bewußt zeigen wird und daß sie eine so durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht. Ich schmeichle mir, ein genug objektiver publizistischer Richter zu sein, um ein Justizverbrechen trotz solcher Erfahrung zu verurteilen.

\* \* \*

## PSYCHIATRIE <sup>1</sup>

Für den Wert und die Exaktheit der psychiatrischen Kenntnisse auf der heutigen Basis hat die Medizin ein treffendes Beispiel in ihrem eigensten Bereich. Die Erforschung des gesunden Körpers und seiner Funktionen war es, die der Wissenschaft die ungeheuren Fortschritte der Gegenwart ermöglichte; mit mitleidiger Geringschätzung betrachtet der Arzt Stand und Urteile seiner Wissenschaft etwa zu Paracelsus Zeiten. Die Kenntnis vom gesunden Gehirn, seinen Funktionen und deren Bestimmung, Psychologie, Psycho—Physiologie ist heute ungefähr auf derselben Stufe, wie die vom anatomischen Bau des Körpers zu der genannten Zeit. Und die Wissenschaft vom kranken Gehirn, die Psychiatrie, stünde folgerichtig auch nur auf dem Standpunkte jener Medizin. Hier liegt die Erfahrung zu nahe, um sich Täuschungen hinzugeben. Es muß scheinen, daß der Psychiatrie noch kein im modernen Sinne wissenschaftliches Urteil möglich ist. Die Grenzen zwischen gesund und krank können von dieser Wissenschaft nicht mit Gewißheit bestimmt werden. In welchem Tone aber gegenwärtig das so sehr bedingte Urteil der Psychiatrie gesprochen wird und wie weitreichend seine Folgen sind, ist bekannt. Jene Achtung, die sich der Name der Wissenschaft im harten Kampfe vor der Allgemeinheit errang, wird hier im reichsten Maße gespendet; ungeachtet dessen, daß der Anspruch auf diesen Namen nicht genügend erwiesen ist. Im Gerichtssaal und im bürgerlichen Leben ist der Spruch des Psychiaters eine letzte Instanz. So konnte sich eine der seltsamsten Erscheinungen entwickeln, deren Zeuge unsere Zeit geworden ist: Bei einer Anzahl der modernen Ärzte ist die Ausübung der Psychiatrie zu einer der gefährlichsten Psychosen ausgeartet, die man billig dem Zäsarenwahnsinn und dem Tropenkoller zur Seite stellen kann. Die Entstehungsbedingungen sind ähnliche, wie bei den genannten Psychosen. Es ist eine große Gewalt über Menschen vorhanden, an kein ausreichendes Gesetz gebunden (wie dies bei dem Richter der Fall), die das Individuum, dem sie verliehen, nicht mehr vernunftmäßig zu brauchen weiß. Die Gefährlichkeit der Krankheit für die Allgemeinheit ist infolge der erwähnten Stellung des Psychiaters im modernen Leben so augenfällig, daß es ein dringendes Bedürfnis scheint, ihr zu begegnen <sup>2</sup>.

---

1 Eine Zuschrift, die der Autor einem Kapitel seines Werkes »Jenseits der Sittlichkeitsgrenze. Ein Beitrag zur Kritik der Moral« entnimmt, das demnächst im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien und Leipzig, erscheinen wird. [KK]

2 Die Scharlatanerie der Psychiater und Psychologen ist uns bis heute (2012) — ihren Mann nährend — erhalten geblieben. Man denke an einen Hauptschüler und gelernten Briefträger namens Postel, dem es gelang, mittels gefälschter Dokumente mehrmals ärztliche Tätigkeit auszuführen, zuletzt als leitender Oberarzt in Zschadraß bei Colditz. ("Doktorspiele" ISBN 38 21 83 91 71).

Oder an ein Gefälligkeitsgutachten über den Massenmörder Breivik in Norwegen. Da das erste Gutachten, das Unzurechnungsfähigkeit feststellte, dem kampf—gegen—rechts—um—jeden—preis—führenden Staatsanwalt nicht gefiel, wurde ein zweites beauftragt, wel-

Gewiß hat die medizinische Wissenschaft eine eigene Technik ausgebildet, die jener früherer Zeit weit überlegen ist. Heute genügen weniger Tatsachen und geringere Anhaltspunkte, um urteilen zu können. Und der Ameisenfleiß, mit dem man, ohne die Übersicht des Ganzen zu besitzen, im einzelnen gewirkt hat, vermochte Erstaunliches zu leisten. Deshalb sei des Psychiaters Recht unbestritten, wenn die Erkrankung durch das Leiden eines Menschen sich zu erkennen gibt, oder in der Minderung irgendeiner Fähigkeit ihren Ausdruck findet. Schwerer wird der Anspruch zu erweisen, bei Fällen rein logischer Erkrankung. Paranoia ist das klassische Beispiel. Der Kranke ist in seiner Welt unangreifbar; hier steht menschliche Vernunft wider anders geardete menschliche Vernunft. Zu den Voraussetzungen, die der normale Verstand a priori anerkennt (Zeit, Raum, Kausalität), ist noch eine andere getreten, die uns minder wesentlich erscheint, z. B. die logisch nicht zu begründende Überzeugung, verfolgt und in seinem Rechte geschmälert zu sein. Sie ist unbegründet, wie die Voraussetzung des normalen Verstandes, daß 2 mal 2 vier ist; und wie der im Eisenbahnzuge Fahrende nicht nur irrtümlich glaubt, sich in Ruhe zu befinden, sondern tatsächlich ebenso das Recht hat, es zu behaupten, wie der draußen Stehende, der unbewußt die Bewegung des Planetensystems mitmacht, kann der Paranoiker keines Irrtums überwiesen werden.

Immerhin kennen wir aber die Formen der allgemeinen Logik und haben das Recht, jede Verstandesform, die mit den bestehenden, vom andersgearteten Verstand geschaffenen sozialen und anderen Formen kollidiert, als dem wirklichen Leben nicht reif, als minderwertig zu bezeichnen.

Wenn aber die Psychiatrie dem nicht normal Sexuellen gegenüber sich dieses Recht zuspricht, dann ist die Kranke, die hier logischer Störungen beschuldigt wird, die Natur selbst. Der Irrenarzt tut damit nichts anderes, als was die Menschheit von Anbeginn tat. Nur ersetzt er die Versuche, die Heilung an ihrem Organismus durch chirurgische Eingriffe herzustellen, durch minder anfechtbare.

Die Gesetze der menschlichen Logik kennen wir, und verstehen Zweck und Ziel und die Wege des Erreichens zu beurteilen. Hätte der Psychiater aber selbst das Recht, dasselbe der Natur gegenüber zu tun, so müßte doch vorher der Versuch gemacht werden, ihre Logik zu verstehen, nach Zweck und Ziel zu suchen, ehe man der Schöpfung Paranoia diagnostizierte.

Die Schlußworte der Freud'schen Abhandlung sprechen es aus: »daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelt Einsichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten«.

In den modernen Vertretern übernimmt heute die Psychiatrie bedingungslos die Erbschaft der alten Anschauung. Nur ist es nunmehr kein leichter Verstoß, den menschliches Urteil begeht und der sich durch Unwissenheit und Schrecken vor dem Unbekannten überhaupt entschuldigen läßt. Der Mensch von heute muß seinem Tun und Lassen ins Auge sehen, die Verantwortung zu tragen lernen. Ein Kind an Erfahrung, sündigte die Menschheit vor Jahrtausenden an ihrer Mutter mit ihrer naiven Kritik von der »Zwecklo-

---

ches — o Wunder — die volle Zurechnungsfähigkeit konstatierte. Eins der beiden ist also falsch, aber beide wurden streng wissenschaftlich erstellt — die Auflösung dieses Rebus erfolgt am jüngsten Tag.

Bemerkenswert ist aber, welchen Einfluß die Lobby der Irrenärzte gewonnen hat. Heutzutage ist eigentlich fast jeder traumatisiert; daß **ich** es nicht bin, ist — als schwere Bewußtseinstrübung — ein ernstes Symptom einer noch zu analysierenden und psychiatrisch zu behandelnden Gehirnschwäche.

sigkeit«. Die Gegenwart aber, die sich nicht loszusagen vermag, begeht Schlimmeres als bloßen Irrtum. Ob es ein Verbrechen wider die Natur gibt, mag zweifelhaft erscheinen; aber es gibt ein Verbrechen an der Natur, es gibt eine Majestätsverletzung der Schöpfung!

Otto Soyka

\* \* \*

[Ein Kriminalist über das Diebsblatt]

Das längst Erwartete ist endlich eingetroffen. Die Usancen des 'Neuen Wiener Journals' sind im 'Archiv für Kriminal—Anthropologie und Kriminalistik' (herausgegeben von Prof. Dr. Hans Gross in Prag, Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig) verewigt worden. Und zwar von Dr. Ernst Lohsing, der mir einen Sonderabdruck seiner wissenschaftlichen Würdigung des berühmten Diebsblattes sendet. Er schreibt über die »Technik des Eingriffs in das Urheberrecht« und erläutert sie an dem Beispiel eines »Originalartikels« des Lipowitzblattes. Und die bestohlene Zeitschrift ist — das 'Archiv für Kriminal—Anthropologie und Kriminalistik', der bestohlene Autor eben jener Dr. Ernst Lohsing, dessen »Betrachtungen über das Geständnis« (IV. Band) am 11. Juni 1905 unter dem Titel »Das Geständnis des Angeklagten« im 'Neuen Wiener Journal' — von drei Sternchen gezeichnet — auferstanden. Man erinnert sich, daß vor kurzem einem Staatsanwalt ein Fahrrad, das er an die Mauer des Gerichtsgebäudes gelehnt hatte, gestohlen worden ist. Das 'Neue Wiener Journal' hat seit seiner Gründung sämtliche Blätter der Welt geplündert. In's 'Kriminalistische Archiv' einzubrechen, war Vermessenheit, und der Zeitungsbericht darüber mußte unter der Spitzmarke »Ein kecker Dieb« erscheinen. Herr Dr. Lohsing weist Absatz für Absatz die Tat nach und die drolligen Bemühungen des Täters, sie zu verdecken.

»So sieht eine 'Umarbeitung' aus«, schreibt er. »In dem Zitat IV ist der Name des Autors entstellt wiedergegeben, in dem Zitat XI das Archiv für Kriminalanthropologie als Quelle zitiert, wie wenn nur das Zitat IV eine Arbeit von mir und nur das Zitat XI diesem Archiv entnommen wäre. Im Übrigen beschränkt sich die Arbeit des ehrenwerten Abschreibers, der an Plagiaten es zu solcher Virtuosität gebracht hat, auf kleine Änderungen, meistens in der Wortstellung. Den Mut, mit dem Namen zu zeichnen, hatte dieser Herr nicht; er hätte ihn ruhig haben können. *Durch seine Zugehörigkeit zum 'Neuen Wiener Journal' wäre er vor einer Strafklage meinerseits geschützt gewesen. Aber kriminalistisch interessant scheint mir dieses Vorgehen* und darum teile ich es hier mit.«

Man muß dem Autor für den Hinweis auf dieses Paradigma redaktioneller Lumperei dankbar sein. Der schmutzigste Preßdiebstahl ist nämlich nicht die glatte Übernahme eines Artikels ohne Angabe des Autors und der Quelle. Das 'Neue Wiener Journal' verfährt anders. Lohsing schrieb: »Auch die persönliche Ehre kann zu einem Geständnis drängen« und verwies auf die Affäre Dreyfus und das Geständnis des Obersten Henry. Das 'Neue Wiener Journal' hat bereits hundert Zeilen gestohlen und fährt dann fort: »Auch die persönliche Ehre *vermag jemanden* zu einem Geständnis zu drängen. *Lossing* verwies bei diesem Falle auf das Geständnis ... « Und der Trottel von einem Leser bewundert das Blatt, das nach den schwierigsten juristischen Ausführungen noch seine Belesenheit zeigt und »Lossing« zitiert. Später wird ein anderer Fall besprochen. »Vor mehreren Jahren wurde in der Nähe von Wien ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich auf einen italienischen Arbeiter.«

Das 'Neue Wiener Journal' redigiert: »Vor mehreren Jahren wurde *in Wien* ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich, *wie im Archiv für Kriminalanthropologie verzeichnet wird*, auf einen italienischen Arbeiter.« Der Leser bewundert. Der fleißige Artikelschreiber hat sogar eigens das »Archiv« aufgestöbert, um seiner Erinnerung nachzuhelfen ... Man sieht, die Quellenangabe ist unehrlicher als ihre Unterlassung; denn sie spekuliert darauf, für »*Quellenstudium*« gehalten zu werden. Und einen so unehrlichen Dieb duldet die Wiener Publizistik in ihrer Mitte, läßt der Verein, der sich zur Wahrung der Standesehre berufen fühlt, ungeschoren, beglückwünschen österreichische Minister zu dem zehnjährigen Bestehen seines Gewerbes. Herr Dr. Lohsing hat Unrecht getan, den Verarbeiter seines Artikels zu schonen. Daß ihn »seine Zugehörigkeit zum 'Neuen Wiener Journal' vor einer Strafklage schützt«, ist ein vornehmes, aber unsoziales Argument. Wird der Staatsanwalt den Dieb seines Fahrrades nicht verfolgen, weil er einer Platte angehört? Man muß endlich ein Exempel statuieren und den brachliegenden § 24 des österreichischen Urheberrechtsgesetzes in Betrieb setzen. Es wäre doch gar zu schön, wenn einmal einer wegen *Gewohnheitsmitarbeit am 'Neuen Wiener Journal'* abgestraft würde.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Von Herrn Paul Goldmann]

*Habitué.* Die Herren Blumenthal und Paul Goldmann belästigen uns mit Wehklagen über das Verhalten des Berliner Premierpublikums gegen Herrn Sudermann. Man habe nach Bassermann gerufen, als der »Dichter« für den Beifall danken wollte. Mit Recht. Herr Bassermann ist ein guter Schauspieler, Herr Sudermann ein schlechter Dichter. Das Publikum will Herrn Sudermann keine Erschütterung verdanken, es drückt in seinem Beifall aus, daß der Akt-schluß ohne die schauspielerische Hilfe wirkungslos verpufft wäre. Was soll daran so absurd sein? Warum stellen sich die Theaterpfiffikusse plötzlich so naiv? Hat das Wiener Publikum wirklich Ohnet bejubelt, wenn Sonnenthal den Hüttenbesitzer, Philippi gehuldigt, wenn Baumeister im »Erbe« spielte? Das Berliner Publikum geht eben energischer ins Zeug, wenn die Sudermänner den Applaus einzuheimsen kommen. In Wien hat anerkanntermaßen Helene Hartmann die »Schmetterlingsschlacht« gerettet, weil sie das Gegenteil von dem spielte, was Herr Sudermann gewollt hatte. In Berlin hätte man demonstriert, wenn statt der großen Schauspielerin, deren Räuspern mehr wert war als das ganze »Schaffen« des Herrn Sudermann, der »Schaffende« vor den Vorhang getreten wäre. Herr Paul Goldmann meint ja allerdings, Herr Sudermann »müsse zum mindesten ebenso ernst genommen werden wie Frank We-dekind«. Aber Herr Goldmann, dem man öfter auf die Finger klopfen müßte, nennt ja auch Gerhart Hauptmann einen Autor und Blumenthal einen Dichter. Die Verse der Engel in »Hannele« verhöhnt er. »Das goldne Brot auf den Äckern, Dir wollt' es den Hunger nicht stillen; Die Milch der weidenden Rinder, Dir schäumte sie nicht in den Krug«. Schlichter Ergreifendes läßt sich nicht denken. Herr Goldmann kann sich selbst hier nicht zurückhalten und pißt wie folgt. »Sie reden in Versen, die hübsch klingen und doch gar keinen Eindruck machen. Denn die Mitleidsworte, die sie äußern, sind ohne Wärme ... Und wieder sollte man meinen, daß Engel vom Himmel, die der liebe Herrgott zu einem armen Kinde herabsendet, diesem doch viel Zartes und Liebliches zu sagen wissen müßten, statt ihm salbungsvolle Aussprüche vor-

zudeklamieren ... « Dieser platteste aller Klugschreiber, der sich jetzt jede Woche bemüßigt fühlt, einen Fettfleck auf die deutsche Kunst zu schmieren, war es wohl auch, der kürzlich aus Berlin an die 'Neue Freie Presse' berichtete:

»Frank Wedekind's neues Drama 'Der Totentanz', DESSEN AUSHÄNGEBOKEN SOEBEN ERSCHIENEN SIND, gab Anlaß zu einem heftigen Protest, den der Vorsitzende des deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels, das gegenwärtig in Bremen zu einer Beratung zusammengetreten ist, in folgendem Sinne äußert: Es sei tief bedauerlich, daß Leute, die sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hätten, so wenig moralische Bildung besäßen, eine große ernste Bewegung, die einen tiefen moralischen Kern habe, zu belächeln und zu verspotten. In dem Wedekindschen Drama wird eine dem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels angehörige junge Dame vorgeführt, welche den Zynismen eines Mädchenhändlers so sehr erliegt, daß sie ihn bittet, sie gleichfalls zu verkaufen.«

Aushängebogen sind Bürstenabzüge. Sie können also nie »erscheinen«, sondern höchstens einer Zeitung zum Vorabdruck überlassen werden. Das wissen sonst Zeitungen. Daß die 'Neue Freie Presse' erst aus Berlin das Erscheinen eines Werkes erfährt, das lange, bevor es in den Buchhandel kam, in vielen tausenden Exemplaren einer Wiener Zeitschrift verbreitet wurde, ist verzeihlich; die Zeitschrift heißt 'Die Fackel', und die müssen Redakteure der 'Neuen Freien Presse' nicht kennen. Aber die kritiklose Wiedergabe des Stumpfsinns, der im Verein der Mädchenhandelsfeinde geboren ward, ist unverzeihlich. Was ist Frank Wedekind? Ein Mann, der sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hat. Feinsinniger kann man seine Stellung in der Kunst wohl nicht bezeichnen. Daß ihm die Majore a. D., so da gegen den Mädchenhandel zu Felde ziehen, moralische Bildung absprechen, ist schmerzlich. Aber daß sie seine literarische Bildung zugeben, ist vernichtend.

[Berichterstattung]

*Chronist.* »Infolge eines heute früh bei der Station Ripanj erfolgten Zusammenstoßes eines Lastzuges mit einem gemischten Zuge, wobei ein Bremser getötet wurde, mußte der Orient—Expresszug nach Konstantinopel in Belgrad verbleiben. Im Orient—Expresszuge befinden sich auch die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien, welche die Zeit bis zur Abfahrt im Zuge verbringen werden. König Peter stattete den jungen Prinzessinnen einen Besuch ab.« So interessiert's die Leser. Die Berichterstattung für die Hinterbliebenen des getöteten Bremsers, der in einem schmucklosen Nebensatz bestattet wurde, müßte anders verfahren: Bei einem Zusammenstoß zweier Züge, der eine Verspätung jenes Orient—Expresszuges ... in welchem sich die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien ... denen König Peter ... WURDE EIN BREMSER GETÖTET.

[Los von Lippay]

*Klerikaler.* Rom ist los von Lippay. Man schwelgt dort jetzt in Aufklärung. Der österreichische Hochadel nahm sich seine Vertretung durch den talentlosen Maler so zu Herzen, daß Prinzessin Alexandrine Windischgrätz nach Rom eilte, um den guten Papst, diesen gläubigsten aller Katholiken und Förderer der Künste des Herrn Lippay, über die Persönlichkeit des Herrn, der sich im Vatikan auf einen Auftrag des Thronfolgers berufen hatte, zu unterrichten. Der Vatikan hat seine Beziehungen zu Herrn Lippay sofort abgebrochen und bedauert es tief, daß sich weder der päpstliche Segen noch der

päpstliche Grafentitel rückgängig machen läßt. Der Sultan, dem einst Herr Angelo Eisner schöne Grüße vom Kaiser überbrachte, soll noch immer nicht aufgeklärt sein.

[Aus meiner Sammlung]

*Sammler.* »Lansdowne wird den Fleck, den er seinem französischen Freunde und Komplizen Delcassé zu danken hat, so wenig mehr von seinem Gewande abstreifen können wie Macbeth«. Glaubt der Leitartikler der 'Neuen Freien Presse' (18. Oktober). Die Fleckputzmittel—Inserenten werden schöne Augen gemacht haben! Vor allem jene, die Macbeth kennen und wissen, daß dort nicht vom Gewand des Lord, sondern von der Hand der Lady die Rede ist.

[Eine aufsehenerregende Hochzeit in der Votivkirche]

*Kirchendiener.* Da läßt sich nichts machen. Und wenn Sie sich mit Ihrer Beschwerde an das 'Extrablatt' statt an die 'Fackel' wenden, wird es Ihnen gerade in dieser traurigen Angelegenheit nichts nützen. Daß die Hochzeit in der Votivkirche stattfand, ist ja gewiß ein bedauerlicher Mißgriff. Aber Sie sollten doch das Publikum, das sich da neulich an der Verbindung der Häuser Bauer und Rinaldini »beteiligte«, endlich kennen. Ihr Gotteshaus wird von den Bewohnern der Kolingasse und Porzellangasse wegen der Nähe bevorzugt. Und ging's denn diesmal wirklich geräuschvoller zu, als bei den sonstigen israelitischen Hochzeiten in der Votivkirche? Der Bericht der Tagespresse liest sich allerdings wie ein Concordiaballbericht, in dem bekanntlich auch kein Geistlicher genannt wird. Wir erfahren, wer anwesend war, und freuen uns, all die glänzenden, fettglänzenden Namen zu finden, die uns so oft den Winter unseres Mißvergnügens erhellten. Aber mit stolzer Verachtung schweigt die 'Neue Freie Presse' den Namen des Priesters tot, der die Trauung vollzogen hat. Herr Güdemann war es nicht. Der Weihbischof Marschall, der Beliebte, Oftgenannte, an sämtlichen Tafeln Moses' Geladene, war es auch nicht. Ein schlichter Pfarrer von Margarethen war es. Sprechen wir nicht mehr von diesem Stilfehler. Dagegen erfülle es uns mit Genugtuung, zu hören, daß das beliebte Fräulein Gerda Walde anwesend war. Bald wird sie unverwüstlich sein. Auch Herr Karczag war erschienen. Natürlich fehlten die Professoren Oser, Zuckerkandl und Herzfeld nicht. Da sah man den diplomatischen Ernst im Zwiegespräch mit der heiteren Muse, da sah man das sorgenvolle Gesicht des japanischen Geschäftsträgers sich zu freundlichem Lächeln verklären, als ihn das Fräulein Nepallek vom Ballett über die Lage interpellierte. Überall entwickelte sich die anregendste Konversation, aber vergeblich blieben die Bemühungen derer, die schüchterne Versuche zu promenieren machten. Schon wollte sich die Jugend zu ihrem Tanzrecht verhelfen, schon wollte Herr Julius Bauer ein Bänkel mit zündenden Pointen vortragen, als — die Herrschaften plötzlich gewahr wurden, daß sie nicht auf dem Concordiaball seien. Vielleicht hatte sie die Kirchenmusik, die Herr Charles Weinberger nicht komponiert hatte, aus der Illusion gerissen. Aber dafür ließen sie es sich wenigstens angelegen sein, daß man sie am nächsten Morgen in der Presse »bemerkte«. Welch' eine Heerschau der Abhängigen! Ja, an solchen Tagen zeigt der Journalismus, was er vermag. Der Schauplatz seiner Machtentfaltung, ob Balllokal oder Kirche, ist ihm gleichgültig. Der Jesuitismus hat über den Sophiensaal keine Macht, aber die Presse mietet sich ein Gotteshaus. Politik, Theater, Kunst, Literatur, Adel, Beamtentum, Gesellschaft — alles muß heran. Wenn Herr Julius Bauer Schwiegervater wird, wird die breiteste Öffentlichkeit zum Trauzeugen angerufen, der Glanz Österreichs als Beistand verwendet. Daß Girardi zur Stelle sein muß, ist schmerzlich. Bei Frau Hansi Niese—Jarno findet man's schon zur Hälfte begreiflich, Fräulein Walde und Herrn Streitmann möchte man nicht



missen. Aber der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch? Ist er ein notizenhungriger Tenor? Oder will er gar seinem Vorgänger Koerber nachgeraten? Und Ferdinand v. Saar, was sucht er neben dem Länderbank—Hahn? Wenn die Herrschaften Weihrauch brauchen, gehen sie sogar in die Kirche. Oder senden wenigstens Glückwunschdepeschen, die am andern Tag in der Zeitung gezählt und gewogen werden. Nicht jeder ist ja imstande, so schöne Verse wie der Freiherr von Doczi zu machen, der wie kein anderer berufen war, das witzige Familienereignis zu feiern, er, der in seiner eigenen Person die Verbindung von Adel und Geist verkörpert. »Du Spötter und Poet, Du Dorn im Aug' der Flachen« apostrophierte er Herrn Julius Bauer, diesen tiefsten Satiriker, der selbst Arthur Pserhofer an Bedeutung noch übertrifft. Wahrscheinlich wollte Herr Doczi es beklagen, daß die Zeitgenossen für die Tiefe der Erkenntnis von »Antonius und Kleopatra« als einer Reklame für »Busenschützer« und von »Ödipus« als einer Empfehlung von »Ausstich« nicht reif seien ... Der Brautvater aber ging beglückt nach Hause und freute sich, daß ihm die Wortverbindung zwischen Gotha und Getto gelungen war.

---

---

## MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene Herren Buchhändler und Abonnenten, die sich in den letzten Monaten des Erscheinens der ‚Fackel‘ über die auffallende Nichterledigung ihrer Wünsche und die Nichtachtung ihrer oft und oft wiederholten Urgezen zu beklagen hatten, werden nachträglich um Entschuldigung gebeten. Die Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit eines inzwischen entlassenen stellvertretenden Beamten, der — ohne gewinnsüchtige Absicht, ohne irgend einen erdenklichen Grund — fast alle Abonnementsaufträge trotz gebuchter Zahlung unausgeführt ließ, hat die Administration der ‚Fackel‘ in einen Zustand beispielloser Verwahrlosung gebracht, der erst bei nachträglicher Revision entdeckt wurde, die Verspätung des Wiederscheins der Zeitschrift verschuldet hat und längere Zeit noch den ordentlichen Gang der Versendung hemmen wird. Dafür sei im Voraus Nachsicht erbeten. Soweit sich der angerichtete Schaden feststellen ließ, soweit aus den hinterlassenen Papieren jenes Angestellten der ‚Fackel‘, der in ihrer Administration wie in Feindesland gehäust hat, die Wünsche der Besteller erraten werden konnten, sind sie unverzüglich erfüllt worden. Weitere Reklamationen — der Nummern oder der Rückzahlung, falls die Zusendung des Blattes jetzt nicht mehr gewünscht wird — wolle man an den Verlag der ‚Fackel‘ gelangen lassen.

---

---

### **Berichtigung.**

In Nr. 185, S. 17, 2. Zeile von unten, ist statt »Novarra« *Novara* zu lesen.

---

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

